Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 37 (1995)

Artikel: Die Natur : ein Hauptgegenstand im philosophischen und religiösen Denken von Leonhard Ragaz

Autor: Niederstein, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972103

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Natur – ein Hauptgegenstand im philosophischen und religiösen Denken von Leonhard Ragaz

von Peter Niederstein

Das Bild von Leonhard Ragaz erscheint mir in der Form eines Holzschnitts. Es müsste in etwa der Art seines Zeitgenossen und Malers Edvard Munch (1862–1944) entsprechen oder nach dem Stil der Künstlergruppe «Brücke», der unter anderen die Expressionisten Erich Heckel und Ernst Ludwig Kirchner angehörten, gefertigt sein. Das Runde und zugleich Ekkige, das Weiche und zugleich Kantige, das Helle und zugleich Dunkle drücken, wie das Holz selber, etwas von jenen Wesensmerkmalen der Natur aus, die sich im Menschen allgemein und in Ragaz speziell widerspiegeln.

Leonhard Ragaz wurde am 28. Juli 1868 in Tamins geboren, und er starb am 6. Dezember 1945 in Zürich. Aus Anlass seines 50. Todesjahres erscheint dieser Beitrag. Den Titel habe ich Ragazens Autobiographie «Mein Weg» entnommen, die er in den letzten Monaten seines Lebens schrieb. Darin heisst es im ersten Kapitel, welches seine Kindheit und Jugendzeit in Tamins betrifft:

«Da war einmal das Zusammenleben mit der Natur: mit dem Boden, mit dem Wasser, mit der Luft, mit der Sonne, mit den Sternen, mit den Pflanzen, mit den Tieren, alles in Selbstverständlichkeit, aber mit der tiefsten Innigkeit. Davon ist mir die leidenschaftliche Liebe zur Natur geblieben; sie hat sich im Laufe des Lebens vertieft, aber auch vermehrt. Daraus ist aber auch einer der grössten Schmerzen meines Lebens erwachsen: der über die Zerstörung der Natur durch die Technik. Aber es hängt wohl auch damit zusammen, dass die Natur als Problem, als Rätsel zeitlebens ein Hauptgegenstand meines philosophischen und religiösen Denkens gewesen und es nur immer stärker geworden ist – bis auf diesen Tag. Vielleicht hängt sogar die Rolle damit zusammen, die in meinem Glauben an das Reich Gottes die durch Gott und Christus gereinigte und wiedergeborene Natur innehat.»[1]

Seine Landschaftsbilder

Seine, wie er es selber nennt, «innige Verbindung mit der Natur»[2] lässt den Wortbegabten Landschaftsbilder von fast unglaublicher Schönheit beschreiben. Immer ist es das Urwüchsige der Natur, welches ihn zum elementaren Erstaunen bringt und zugleich dazu drängt, dem Ausdruck zu verleihen. Insofern dünkt er mich irgendwie mit den eben genannten «Brücke»-Künstlern, denen das elementare Verhältnis zur Natur oder doch das Bestreben, eine umittelbare Nähe zu ihr zu finden, ebenso eigen ist wie das soziale Engagement, verwandt.

Aus der Fülle seiner in- und ausländischen Landschaftsbilder greife ich zwei heraus, die seine Bündner Heimat schildern, und dann eines aus dem Wallis.

Tamins

«Über Reichenau und den durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichneten Wiesen von ‹Untermdorf› ragte auf einem mächtigen Hügel, dessen

Abhänge im Frühling auch durch jene seltene Anemone ausgezeichnet und dazu auf der Südseite mit dünnem Lärchen- und Tannenwald, nebst allerlei Gebüsch, bekleidet waren, die Kirche von Tamins, als weithin, talauf und talab, sichtbares Wahrzeichen. Und um sie herum lagen die Toten. Weit blickte man, wenn man vor dem Gottesdienst an der südlichen Friedhofmauer sass, in das Vorder- und Hinterrheintal wie in das vereinigte Tal, über die Nachbardörfer Ems und Felsberg bis nach Chur und darüber hinaus. Das ganze grosse Bild eingefasst von den ernsten Bergen mit den von Tannenwäldern bedeckten Abhängen und den Schneegipfeln der Ferne als Abschluss. Hinter dem Hügel aber liegt, auf beiden Seiten ihn etwas überquellend, mein Heimatort, in zwei Hälften geteilt durch den es durchströmenden Dorfbach, der sein klares und ausgezeichnetes Wasser aus der gleichen mächtigen, unmittelbar hinter dem Dorfe hervorbrechenden Quelle bezieht wie die verschiedenen grossen Dorfbrunnen. Etwas mehr zur Rechten des Dorfes erhebt sich mächtig der Calanda, in der Mitte

Erich Heckel, Schneetreiben, 1914.

ragen über der weiten Talmulde von Girsch, der aber auch schon Hügel und niedrige Bergketten vorgelagert sind, Felsspitzen und Türme, hinter denen die Alpen und Maiensässe liegen und zwischen denen der Kunkelspass durch eine breite Schlucht zur Höhe führt, und darüber endlich die gewaltigen Häupter der Ringelspitzgruppe, während links steile Felswände und Waldhänge, wo durch eine lange und steile Felsschlucht der Lavoibach herabstürzt, sich unterhalb der Lavoibrücke vor der Mündung in den Vorderrhein, wieder in einer wildromantischen, zum Teil düstern Schlucht verlieren.

Das ist die Landschaft, welche meinen Lebensmorgen gesehen hat, und welche eigentlich die meinige geblieben ist.»[3]

Parpan und Lenzerheide

«Der Herbst und Winter waren aber wunderbar schön. Die ganze Zeit über setzte die Sonne kaum einen Tag aus. Erst gegen Weihnachten kam der Schnee. Vorher aber gefroren die Wasser im Tale und an den Hängen und glänzten im Mondschein oder auch schon im Sternenschein in märchenhafter Pracht. Der Heidsee war wie ein ganz durchsichtiger Spiegel. Als wir uns durch Claras Verwegenheit darauf wagten, hatten wir das Gefühl, als ob wir durch die Luft gingen. Am Tage aber sass ich gelegentlich am Ufer, wo noch späte Blümlein an der Sonne standen, und wurde durch den Donner der Explosionen erschreckt, welche die Erwärmung des Eises erzeugte, und welche die Eisstücke weithin schleuderte. Auch das Jammern der Wassernixen unter dem Eise konnte ich etwa vernehmen. Daneben beobachtete ich die tiefblauen Eisvögel, die über die Fläche schwebten. Von der Höhe gesehen aber war der See wie ein Flammenmeer und erinnerte mich lebhaft an das ‹kristallene Meer› der Offenbarung Johannis. Ich machte auch, solange die Gegend schneefrei war, viele Spaziergänge durch die Landschaft. Jetzt, nachdem die Vegetation zurückgetreten war, kam das Licht zur vollen Geltung. Die Oberhalbsteiner und Engadiner Berge, in der verlängerten Perspektive der Lenzerheide, auch der See (solange er nicht gefroren war) strahlten in Farben, die auch die schönsten, die ich auf Bildern beobachtet hatte, bei weitem überboten und fast unfassbar herrlich waren. Der gestirnte Himmel aber war von einer Klarheit, dass man die Harmonie der Sphären zu hören meinte, und besonders strahlte die Venus in einer Grösse, dass der Stock Schatten warf...

Als endlich der Schnee kam, entfaltete sich die Pracht des Lichtes erst recht. Am Morgen füllten sich die Schneefelder mit blitzenden Diamanten aller Grössen, und bei Nacht strahlten die Wälder mit den funkelnden Eiszapfen auf den Zweigen wie eine einzige grosse Weihnachtsherrlichkeit. Dabei veränderte sich die Beleuchtung der Landschaft, wenn man sie still verfolgte, sozusagen von Viertelstunde zu Viertelstunde und entfaltete eine immer neue reiche Pracht.»[4]

Aus der Umgebung von Siders

«Es war wieder wie ein Märchen. Ich stieg dann den Waldweg hinunter, aber da tat sich wieder weiter oben eine grüne Welt auf. Ich stieg hinauf und weiter und weiter. Wieder entstand die Frage, ob ich da wohl hinüberkomme, aber siehe da, wieder öffnete sich ein ganz guter Waldweg durch die Tannen. Denn hier oben, wo es auch feuchter ist, treten wieder die Tannen auf. Ich gehe in Gedanken weiter, da, plötzlich, schlägt es mich völlig zurück: der Boden einer ganzen etwas lichten Waldpartie besetzt mit Büschen herrlichster Primeln und blauer und weisser Anemonen. Das war nun nicht mehr ein Märchen, sondern ein Wunder, es war wie ein Frühlingsgottesdienst der Natur, und man fühlte sich beschämt, ihn gestört zu haben. Hart anschliessend eine von Tannen, Föhren und Gebüsch leicht eingefasste Waldwiese ist ganz gelb von Primeln, wieder ein Wunder und Gottesdienst.»[5]

Seine Naturwurzeln

Wie beim Baum mit der Zeit die Wurzeln immer tiefer greifen, so auch, bildlich gesprochen, beim Menschen. Das mag Ragaz in seiner Biographie bewogen haben, die Eindrücke seiner Kindheit und ersten Jugendzeit als «Meine

Naturwurzeln» zu betiteln und sie auf nahezu achtzig Seiten zu beschreiben.

Aus seinem frühen Erleben der Natur nennt er fünferlei:

Da ist einmal sein «Interesse für Pflanzen, besonders die Blumen ... Es ist ein Bestandteil, Schmuck und Reichtum meines Lebens geworden. *Die Blumen* spielten aber auch in meiner Jugend nicht eine bloss botanische Rolle. Vor allem denke ich an die Alpenrose und die ‹Kunkelsblume›, wie wir die Trollblume (trollius europaeus) nannten, dazu die Primeln, Gentianen, Anemonen. Sie waren auch Wunder.»[6]

«Mehr *ins Materielle* gingen die Beeren» – die Erdbeeren, die Himbeeren, die Heidelbeeren und die roten Beeren der Bärentraube.»[7]

«In trockenen Sommern oder wenn die Engerlinge im Boden waren (auch der Kampf gegen diese und schon gegen die Maikäfer bildete ein nicht unwichtiges Moment meines Kinderlebens), gab es einen *schweren Kampf um das Wiesland.*»[8]

«Neben der Arbeit gab es aber auch *Gefahren.* Das Wasser kam ..., abgesehen vom Dorfbache, hoch aus den Bergen und Bergschluchten herunter, und da gab es dann leicht Störungen. Denen musste man nachgehen, oft auf jenen schlüpfrigen Brettern zur Seite der Bretterkanäle, an himmelhohen Felswänden, über schwindligem Abgrund.»[9]

«Vor allem aber bedeutete Kunkels ein Hauptelement meiner Jugend: *die Einsamkeit*... Ich habe mein ganzes Leben leidenschaftlich die Einsamkeit geliebt.»[10]

Kunkels, das Taminser Maiensäss, hat auf Ragaz bis ins Alter seinen eigentümlichen Zauber ausgewirkt, wie es für die Taminser bis heute der Fall ist. Ich habe das selbst erlebt. Als ich 1973 als Pfarrer nach Tamins kam, da hat man mir gleich in den ersten Tagen bedeutet: «Kunkels ist der Taminser Himmel.» Nun zieht es auch mich seit vielen Jahren immer wieder da hinauf, um dort in Musse zu verweilen. Das verleitet mich, hier jenen Teil seiner erlebten Kunkelslandschaft wiederzugeben, mit dem Ragaz das Kapitel «Meine Naturwurzeln» schliesst:

«– mein Jugendparadies. Schon der Aufstieg durch den Bergpass war interessant. Es gab da herrliche Blumen: Primeln, Gentianen, Steinbrecharten, Frauenschuhe, Türkenbundlilien und andere. Dann war das schon erwähnte Brünneli. Oben auf Überuf angelangt, hatte man auf einmal das riesige Panorama vor sich, das rechts der Calanda, links der Moorkopf und in der Mitte die Ringelspitzgruppe beherrschte. Sehr abenteuerlich konnte sich der Abstieg gestalten. Es gab damals, wie aus der ganzen Darstellung erhellt, noch nicht die jetzige, von Überuf zu dem herrlichen Schwarzwald hinabführende Strasse. Man konnte – wenn man nicht gewaltige Umwege machen wollte – nur durch eine mächtige Steinrüfe hinuntergelangen. Das geschah so, dass man sich oben auf das lose Gestein stellte und dann in mächtigen Sprüngen sich mit diesem fortbewegte, bis man glücklich auf dem normalen Kunkelsweg anlangte. Dieses kleine Abenteuer hat mich immer besonders gereizt.

Diese Rolle hat Kunkels in meinem Jugendleben gespielt. Ich habe nicht umsonst bis in

Hütte in Unterkunkels, die zum landwirtschaftlichen Gut des Schlössli Tamins gehört, welches die Eltern von Leonhard Ragaz als Pächter bewirtschafteten und auch zu Leonhards «Kindheits- und Jugendparadies», wie er sagt, gehörte. (Foto: Erwin Martinelli)

meine alten Tage fast jede Nacht davon geträumt.»[11]

Aus der Welt – in die Welt

Die Stille und Einsamkeit in der Natur, welche Ragaz als Hirtenknabe auf Kunkels so tief erlebt, dass sie für sein Leben prägend wirken, bietet Anlass, auf die elementare Pendelbewegung «aus der Welt – in die Welt» einzugehen.[12] Sie hat seit Benedikt von Nursia im «ora et labora – bete und arbeite» der klösterlich-mönchischen Tradition Ausdruck gefunden. Glauben und Tun, die Bewegung nach innen und aussen durchdringen einander. Ragaz hat diese Doppelbewegung auf seine Weise wiederholt betont. 1895 schreibt er in einem Brief aus Chur: «Auch hätte es mich stark gereizt, wieder in ländlicher Musse das studieren und überdenken zu dürfen, was mich innerlich beschäftigt, während ich mich hier in erzwungener Vielgeschäftigkeit und Viel-Halbwisserei verzetteln und schwächen muss.»[13] Etwa zehn Jahre später sagt er in einer seiner Basler Predigten: «Die heutigen Menschen sind zu sehr gewöhnt, mit der Masse zu gehen. Sie fliehen vor der Einsamkeit der Seele, weil sie dunkel fühlen, dass Gott sie in der Einsamkeit sucht.»[14]

Einsamkeit und Stille sind für Ragaz nicht nur ein Erleben in der Natur. Auch der Zauber der Gross- und Weltstädte, darunter Paris, Berlin, New York und London bemächtigt sich seiner so, dass er «am liebsten in einer Weltstadt oder in einem stillen Dörfchen gewohnt hätte».[15] Erst später, wovon noch die Rede sein wird, ist ihm «die Stadt ein Greuel geworden».[16] «Damals aber war es noch anders. Vielleicht dass mich... an der grossen Stadt auch die Möglichkeit des Alleinseins fesselte. Denn eine solche Stadt gleicht darin der Wüste oder – dem Hochgebirge.»[17] Die Wüste wird ihm «zum gewaltigen Symbol. Diese Wüste kann ja auch eine Klosterzelle sein, wie bei Luther, eine Studierstube, wie bei Calvin, oder ein grossstädtisches Quartier wie bei Carlyle, ein Landgut, wie bei Tolstoi. Es gibt viele Arten von Wüsten.» Und er zitiert in diesem Zusammenhang Friedrich Nietzsche «Die stillsten Stunden sind es, die den Sturm bringen, Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, bewegen die Welt.»[18]

Als Ragaz einmal in Heidelberg die Peterskirche besucht, findet er dort in einer Seitenkapelle die Büste des Theologen Richard Rothe (1799–1867), der ihm «Freund und Lehrer» gewesen sei. Über dem Bild Rothes gewahrt er dessen Ausspruch: «Nicht nach Ruhe sehne ich mich, sondern nach Stille.» Dieses Bekenntnis habe ihm «besonders viel bedeutet».[19]

Am Ferienort Fidaz

Als Vorspann zu diesem Abschnitt gerate ich ins Erzählen. Es war im Januar 1994. In Chur tagte die Arbeitsgemeinschaft für freie Theologie Graubünden. Ich kam neben Victor Maag zu sitzen, der viele Jahre Professor für Altes Testament, Religionsgeschichte und orientalische Sprachen an der Universität Zürich war. Er hat nicht nur mein alttestamentliches und religionsgeschichtliches Wissen entscheidend mitgeprägt, sondern er ist auch einer von denen gewesen, die mich nach den theologischen Examina an der Zürcher Universität im Jahr 1963 dazu bewogen, als Pfarrer nach Graubünden zu gehen. Seit seiner Jugend ist Professor Maag mit Graubünden verbunden, und sein Ferienhaus in Parpan ist ihm zur zweiten Heimat geworden.

Meinem Lehrer und Wegbereiter berichtete ich, mir sei der Auftrag zuteil geworden, für das Bündner Jahrbuch 1995 einen Beitrag über, so der Arbeitstitel, «Die Wurzeln von Ragaz's religiösem Denken in der Natur» zu schreiben. Professor Maag reagierte spontan: «Ich erlebte ihn in Fidaz. Durch alles durch schlug der heimat- und naturverbundene Taminser Bauernsohn.» Und Maag erinnerte sich weiter: Etwa zwischen dem Herbst 1929 und 1935 sei er jeweils Ragaz zufällig bei den gemeinsamen Mahlzeiten, an denen etwa acht bis zehn Stammgäste teilnahmen, in der von Maria Arbenz geführten Pension Haldenhaus, oberhalb der Fidazer Kirche gelegen, begegnet. In dieser Ferienwelt habe er ihn als liebenswürdigen und komplett gelösten Menschen erlebt. Auf ihn, den damaligen Studen-

ten, habe Ragaz dort so gewirkt, «wie wenn er seinen ganzen politischen und theologischen Kampf hinter sich hätte». Ragaz sei viel gewandert, und er habe bei Tisch über dabei Erlebtes, nicht aber über Theologisches und Politisches geredet. Zudem habe er, der «gottbegnadete Erzähler», viel aus seiner Jugendzeit und aus der Bündner Geschichte sowie aus der tschechischen Protestanten- und Staatsgeschichte kund getan. Als einmal der erste Schnee gefallen sei, seien sie beide vor dem Haus gestanden. Da sei es Ragaz über die Lippen gekommen: «Haben Sie gesehen? Vor zwei Tagen war der Föhn als Maler auf Besuch, und jetzt, zwei Tage später, ist es der Schnee als Bildhauer.»

Victor Maags persönliche Eindrücke von Leonhard Ragaz decken sich mit dessen eigenem Empfinden. Aus Fidaz schreibt Ragaz am 30. Oktober 1931 an Walter Gut, seinen Nachfolger als Professor für systematische Theologie und Dogmengeschichte an der Universität Zürich: «Was ich suche und brauche, ist ja nicht Ablenkung, sondern Sammlung, Stille und Ungestörtheit für die Verarbeitung von so vielem ... Dabei bin ich mitten in einer weiten und gewaltigen Natur, die mir im allgemeinen vertraut, im einzelnen aber noch nicht so bekannt ist – gerade das, was ich brauche ... Ich absolviere nur das Nötigste an Pflichtarbeit, lese, gehe spazieren, mache auch Wanderungen, denke über vieles nach, lasse mir Zeit, gehe früher ins Bett und stehe später auf – kurz, ich habe es so schön, dass ich's sogar hier nicht allzulange aushielte.»[20]

Was die Tschechoslowakei anbelangt, so hat Ragaz diese zweimal besucht, erstmals 1932. Derem damaligen Präsidenten Thomas Masaryk stand er nahe. In dessen umfangreicher Bibliothek entdeckte er seine Bücher. Auch war Masaryk Abonnent der von Ragaz herausgegebenen Zeitschrift «Neue Wege».[21]

Der Natur entnommene Sprachbilder

Die Vorliebe für die Sprache in Bildern war Leonhard Ragaz schon von seinen «Naturwurzeln» her eigen. Sie vertieft sich ihm beim Lesen der Bibel, welche Helmut Thielicke einmal «Das Bilderbuch Gottes» genannt hat. Wie bewegend Bibellektüre mit persönlichem Naturleben zusammenfallen kann, beschreibt Ragaz im Rückblick auf seine erste Pfarrstelle am oberen Heinzenberg so: Ich stand «denn im tiefen Winter um fünf Uhr morgens auf und setzte mich bis zum Frühstück über die Bibel. Ich las sie ganz ... Und es waren unendlich feierliche Augenblicke, wenn gleichzeitig mit dem Aufleuchten des Lichtes aus Gottes Höhen über den Berggipfeln des Danis das Morgenrot aufleuchtete, nach und nach die ganze unermessliche Schneelandschaft mit seinem Glanze übergoss und es in meiner Seele aufstieg: ‹Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffnen Lichte›.»[22]

Im ersten Band seines siebenbändigen Werkes «Die Bibel eine Deutung» betont er, «dass das Symbol die durchgehende Sprache der Bibel ist». «Das Symbol ist Rede durch das Bild. Als solches steht es im Gegensatz zu dem Reden durch den Begriff. Das Reden durch den Begriff ist in einem durchgearbeiteten, der Ordnung und Beherrschung der Wirklichkeit dienenden Sinne Sache der Wissenschaft und in einem ungenaueren, mehr dem praktischen Verkehr dienenden Sinne Sache des Verstandes.»[23] Zuvor hatte er schon in seinem Buch «Die Botschaft vom Reiche Gottes» pointiert: «Die Natur ist – immer nach der Bibel – noch mehr. Sie ist ein grosses Symbol, das sich zu einem Meer von Symbolen entfaltet. Sie ist eine Widerspiegelung des Geistes. Sie ist die Seele in Form von Sichtbarkeit. Sie ist die Ursprache der Seele. Sie ist Gleichnis.»[24]

Das verlockt mich, ein paar Beispiele zu bringen, in welchen Ragaz Sprachbilder der Natur entlehnt.

«Sturm und Gewitter habe ich immer geliebt und freilich auch viel davon erlebt, im Geistigen fast mehr als im Physischen.»[25]

«Das Meer ist das ungeheuere Symbol des ewigen Werdens und Vergehens, des ewig gleichen Kreislaufs der Dinge; die Berge sind das Bild des Festen und Beharrlichen. Aus den Tiefen des Meeres klingen die abgrundtiefen Freuden und Leiden der Weltseele, von den

Bergen herab reden Gottes ewig schöne, grosse und bleibende Ordnungen.»[26]

Wir müssen zum Ursprung des Christentums gehen, «dorthin, wo der Strom, der in seinem langen Lauf vielleicht so viele fremde Elemente aufgenommen, als lauterer Quell aus der Gottestiefe der Berge bricht».[27]

In einer Pfingstpredigt über Apostelgeschichte 2,1–13 vergleicht Ragaz den Sturm, der von Jesus Christus in die erste Gemeinde und von dieser in die Welt ausgegangen sei, mit dem Sturm in der Natur: «Habt ihr schon einmal das Kommen und Weiterwandern eines Sturmes beobachtet? Zuerst entsteht eine Unruhe am Himmel; die Wolken werden gejagt, wie das Wild vom Hunde gejagt wird. Dann lässt er sich tiefer herunter und führt den Bergwänden entlang, dass die einsam auf dem Felsvorsprung stehenden Tannen sich unter seinen Griffen biegen. Im nächsten Augenblick ist er in den Bergwald heruntergestürzt; wie Meereswellen schwanken die Gipfelmassen hin und her – und nun stürmt er hinaus aufs freie Feld, schüttelt Baum und Strauch, streichelt halb übermütig, halb zornig die Erntefelder, peitscht über den Fluss und erregt Schrecken und Aufruhr aller Orten. So drang das Christentum in die Welt ein, als es jung war. Es regte die Welt auf.»[28]

In Tenna

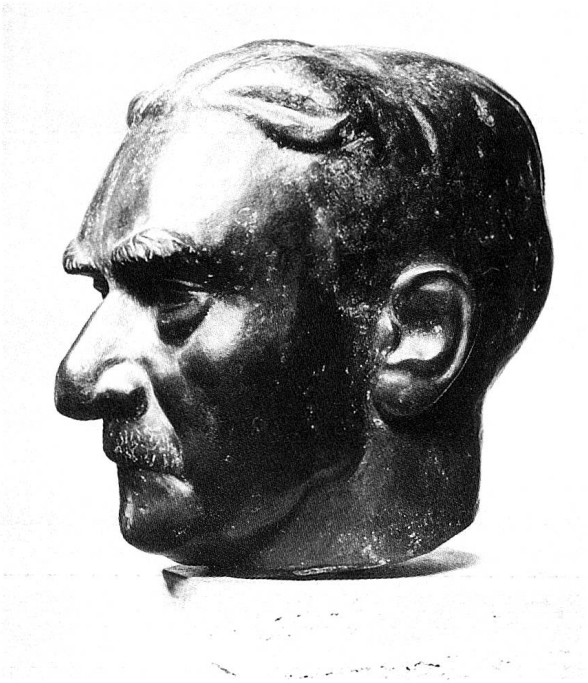
Als meine Familie und ich im Herbst 1965 von Chur, wo ich für zwei Jahre den wegen seiner Dissertation beurlaubten Pfarrer Hans Jürg Braun zu vertreten hatte, ins Pfarramt von Versam und Tenna zogen, schenkten uns zum Abschied der Churer Pfarrer Dr. Hans Berger und seine Frau das köstliche Büchlein von Robert Lejeune «Erinnerungen eines Bergpfarrers».

Lejeune, Bürger von Uster und Zürich, war während seines Theologiestudiums Leonhard Ragaz als hochbegabter Schüler aufgefallen und ihm auch menschlich nahe gekommen. Aus dem jungen Freund wurde bald ein für Ragaz enger und unentbehrlicher Mitarbeiter. Unter dem Einfluss seines in Graubünden verwurzelten theologischen Lehrers[29], begann Lejeune seine pfarramtliche Tätigkeit in Graubünden, zunächst als Provisor in den ehemals von Ragaz als Seelsorger betreuten Gemeinden Flerden, Urmein und Tschappina, dann 1914/15 als Pfarrer in Tenna, das bislang einen eigenen Pfarrer hatte, und erst nach Lejeunes Wegzug in Pastorationsgemeinschaft mit Versam verbunden wurde. Anschliessend war er in Andeer bis 1919 tätig, dann in Arbon und viele Jahre in Zürich-Neumünster. Mein damaliger Kirchgemeindepräsident, Herr Buchli-Gartmann vom Troghus, erzählte gern und begeistert von Lejeune und dessen lebhaftem und substanzreichem Religionsunterricht, den er als Schüler miterlebt hatte.

Im Oktober 1915, kurz bevor Lejeune Tenna verliess, um seine neue Stelle in Andeer anzutreten, «besuchte mich», so schreibt er in seinen Erinnerungen,

«Professor Ragaz für ein paar Tage, und so konnte ich ihm doch etwas von Tennas schöner Umgebung zeigen. Der erste Spaziergang führte uns zum ‹Flimserbänkli›, das seinen Namen dem schönen Blick nach Flims hinüber verdankte. Freilich, unvergleichlich stärker als der stattliche Kurort an seinem Fusse, zog der mächtige Flimserstein stets meine Blicke auf sich, so oft ich diesen Aussichtspunkt aufsuchte. Auch jetzt galt unser Gespräch zunächst diesem wuchtigen Berg und ich spürte, welch grosse Rolle er von früher Kindheit an in Ragazens Leben spielte. Der Flimserstein war sozusagen ‹sein› Berg und galt ihm in seiner massiven Festigkeit als das Sinnbild des Gebirges schlechthin, ja darüber hinaus als Symbol der unerschütterlichen Ordnung Gottes. An dieses Gespräch musste ich viele Jahre später denken, als zu einer Zeit, da in unserer ganzen Welt die Ordnungen Gottes ins Wanken geraten schienen, an diesem scheinbar unerschütterlichen Berg ein gewaltiger Bergsturz sich ereignete. Ich weiss, dass diese Katastrophe Leonhard Ragaz im Tiefsten bewegte, – unter ihrem Eindruck hat er dem Problem der Regierung Gottes eine besondere Betrachtung gewidmet. Dieser Theologieprofessor war überhaupt mit der Natur sehr stark verbunden, wie es jene, die ihn nur vom Katheder her kannten,

schwerlich vermutet hätten. So wurde ihm auf einem unserer Spaziergänge auch ein mächtiger Wasserfall, der über eine hohe, gen Himmel ragende Felswand herniederstürzte, zum Symbol für die in die Zeit einbrechende Ewigkeit. Und vor ein paar Enzianen, die sich durch den scheinbaren Rückzug des Winters täuschen liessen und offenbar schon den Frühling im Anzug glaubten, meinte er in überlegener Selbstironie, dass diese Blumen gleich ihm nicht wüssten, wann es Zeit sei, und zu früh gekommen wären. Einmal aber wurden wir ob der grossen Stille, die uns umgab, selber schweigsam, bis er – die Stille unterbrechend – sich zu mir wandte: Was gäbe ich darum, in solcher Einsamkeit und Stille leben zu dürfen – wollen Sie nicht mit mir tauschen, für mich die Professur übernehmen, während ich als Pfarrer in Ihr Bergdorf komme?»[30]



Leonhard Ragaz, Porträtbüste von Fritz Wotruba, 1939.

Etwas von seinem Naturell

Des Menschen Beschäftigung mit der Natur lässt ihn auch etwas von seiner Natur spüren, wie es das dem Französischen entlehnte Wort «Naturell» im Sinne von Veranlagung und Wesensart sowie Eigenart ausdrückt. Das eben genannte Erlebnis «vor ein paar Enzianen» in Tenna bietet hier Anlass eines Versuches, ein wenig auf das Naturell von Leonhard Ragaz einzugehen. Ich nannte schon Victor Maag, der ihn am Ferienort Fidaz als heimat- und naturverbundenen Taminser Bauernsohn, liebenswürdigen und gottbegnadeten Erzähler erlebte.

Max Picard schreibt über Ragaz: «Und das war noch mehr das Wunderbare, dass er, der das Reich Gottes auf Erden verwirklichen wollte, nicht wie ein Eroberer sie okkupierte, sondern sie scheu und zögernd berührte, da sie Gott berührt hatte und in jedem Augenblick wieder berühren konnte.»[31]

Einem Brief meines verstorbenen väterlichen Freundes und Zürcher Kollegen Karl Zimmermann aus dem Jahr 1978 als Echo auf einen Artikel, den ich damals zum 110. Geburtstag von Ragaz für die «Bündner Zeitung» geschrieben hatte, entnehme ich auch Kritisches: «Nur habe ich seine Schattenseiten stark erlebt, nicht mir persönlich gegenüber, aber im allgemeinen: seinen Fanatismus und seine Intoleranz. Auch seinen Freunden machte er es nicht immer leicht, so sehr sie ihn verehrten.» – Karl Zimmermann war zusammen mit Robert Lejeune viele Jahre Pfarrer in Zürich-Neumünster, der eine als markanter religiös Liberaler, der andere als markanter religiöser Sozialist. Ihre freundschaftliche Kollegialität betreffend erzählte mir Zimmermann: Einst habe er Lejeune im Spital besucht: «Du, der grosse Bergsteiger, hast dir an einem ganz gewöhnlichen Zürcher Trottoirstein das Bein gebrochen.» Lejeune habe zurückgeschmunzelt: «Ja, aber es war vor dem Restaurant ‹Piz Bernina›.»

Im Februar 1994 besuchte ich in Chur einen pensionierten Kollegen, der mir, auf seinen persönlichen Eindruck von Ragaz befragt, antwortete: «Ragaz habe ich nicht näher gekannt. Nur einige Vorträge habe ich von ihm gehört, dabei befremdete mich seine Intoleranz, seine ungeheuere Sturheit und Enge. Viel lieber habe ich dann seine Bücher gelesen.»

Im März 1994 erzählte mir Professor Dr. Hans Doornkaat, der in den vierziger Jahren Pfarrer in Chur gewesen war: Circa 1943 habe

Leonhard Ragaz in der Pastoralkonferenz Chur-Schanfigg, die damals von seinem Neffen und Taminser Pfarrer Anton Ragaz präsidiert wurde, ein Referat gehalten. Während desselben sei der Vortragende selber eingeschlafen. Sein Neffe habe die etwas sonderbare Situation überbrückt: «Wir wollen die Diskussion aufnehmen.» Später sei Ragaz in seinem Vortrag weitergefahren.

Ragaz selbst äussert sich zu seiner Natur folgendermassen: «... ich, der Bergmensch, der ohne Berge fast nicht atmen konnte.»[32] Als einst in das Studierzimmer seines Churer Pfarrhauses ein Schwälbchen hereinflog, hatte der schwarze Kater Loki, «der nie daran dachte, eine Maus zu fangen, das Vöglein gefasst und getötet. Ich aber fasste nun in meiner Wut ihn und schleuderte ihn gegen die Wand, dass er wie tot dalag. Da erschrak ich nun doch und war froh, dass er wieder zu sich kam.»[33] Eine ruhige Überlegenheit «ist mir nicht als Naturgnade verliehen gewesen und ich ... muss mit Michelangelo erklären: ‹Ich bin ein Knecht der Leidenschaft›, – glaube mich freilich auch, wie Dante sich selbst, eine ‹Seele voll von Zornmut gegen alles Gemeine› nennen zu dürfen.»[34] Zudem nennt er sich «schwerfällig und schwerblütig – mit den letzten Problemen ringend, dabei mehr Gemütsmensch als Verstandes- und Willensmensch».[35] «Manche Leidenschaftlichkeit, ja Heftigkeit meines Auftretens im grossen und kleinen, ist aus diesem Mangel an Selbstbewusstsein zu erklären, nicht aus dem Gegenteil.»[36]

Manchmal konnte Ragaz auch, mit drohendem Zeigefinger moralisierend, so bedenkliche Aussagen wie diese machen: «Jetzt freilich ist mir, mit der inneren Auflösung des städtischen Lebens und nach der Verwüstung der Stadt durch Auto, Kino, Radio und der ganzen moralischen Entartung des städtischen Wesens, die Stadt ein Greuel geworden und das Schicksal der Städte im Zweiten Weltkrieg ein Zeichen des Gerichtes über sie – analog dem über Babel-Rom in der Offenbarung des Johannes.»[37]

Wie beim Holzschnitt gibt es bei Ragaz neben den zarten die kantigen und eckigen Linien.

Störfaktor Lärm

Aussersihl heisst das Arbeiterquartier der Stadt Zürich, in dem Ragaz seit 1922 wohnt. In einem Brief vom 26. Juni 1931 an die Berliner Schriftstellerin Julie Schlosser klagt er: «Überhaupt ist der Aussersihler Sommer für mich immer eine böse Zeit, die böseste im Jahre. Neben dem Orchester des Lärms bei Tag und Nacht (und was für eines Lärms!) das seltsam Dämonische der grossen Stadt im Sommer!»[38]

Auf Lärm reagiert Ragaz, der oft unter «nervöser Erschöpfung»[39] zu leiden hatte, geradezu allergisch: «Aber der Lärm ist bis auf diesen Tag einer meiner Dauerfeinde geblieben»[40], schreibt er gegen Ende seines Lebens in dem Kapitel seiner Autobiographie, dem er den Titel «Der Kampf mit dem Lärm und der Schwermut» gibt. Daher rührt womöglich ebenfalls seine Aversion gegen das Auto. Ihm, der gerne mit Bahn und Schiff grosse Reisen unternahm, erscheint das Auto als Ungeheuer, weil es Gestank und Lärm verbreitet. Er wird geradezu zornig, wenn bis in seine Bündner Ferienorte Maladers, Parpan und Fidaz die gesuchte Stille durch «Autogebrüll»[41] zerstört wird.

Übrigens stört Ragaz jede Form von Lärm bishin zum «Teppich-, Kleider- und Bettenklopfen.»[42] Und wenn er für sich persönlich die Schrecken des Lärms mit seiner Neigung zur Schwermut in Verbindung bringt, so sind seine diesbezüglichen Zornesausbrüche verstehbar, kann doch Wut auch gegen Depression helfen.

Aus seinem eigenen sensiblen Erleben wird Ragaz zugleich zu einer Art Seismograph, wenn er bekennt: «Aber der Lärm erweiterte sich über den Rahmen meiner persönlichen Existenz hinaus zu einer der ‹Mächte› unserer Zeit.»[43] Die Macht des Lärms betreffend klingen die Worte von Carl Gustav Jung (1875–1961) wie ein Kommentar: «... wir hätten den Lärm nicht, wenn wir ihn nicht heimlich wollten. Er ist nicht bloss ungelegen oder gar schädlich, sondern ein uneingestandenes und unverstandenes Mittel zum Zweck, nämlich eine Kompensation der Angst, für die nur allzu reichlich Gründe vorliegen. In der Stille nämlich würde die Angst den Menschen zum Nach-

denken veranlassen, und es ist gar nicht abzusehen, was einem dann alles zum Bewusstsein käme.»[44]

Ragaz, Jung und andere kritisieren den Lärm «als Droge». Vielleicht, so denke ich, sollte man mal über die stillende Mutter als Symbol nachdenken und von da weiter über die Mutter Erde, die stirbt, wenn es auf ihr keine Plätze der Stille und Einsamkeit mehr gibt. Dem Menschen ist dann jene elementare Pendelbewegung «aus der Welt – in die Welt» verbaut, weil verlärmt.

Die biblische Auffassung der Natur

Nicht eigentlich von Natur, sondern von Schöpfung rede die Bibel. Damit komme, so betont Ragaz, der fundamentale Unterschied zwischen der Bibel und dem Heidentum zur Sprache. – Der traditionelle Begriff Heidentum, wie ihn auch Ragaz noch verwendet, bezeichnet, wie wir heute sagen, die nicht biblisch orientierten Glaubensweisen. – In der Welt des Heidentums werde die Natur selbst zu Gott oder sie sei von Gott völlig getrennt. In der Bibel aber sei die Natur als Schöpfung, Werk und Gedanke Gottes mit Gott aufs engste verbunden und zugleich als «Werk seiner Hände» von ihm getrennt. Auch sei die Natur im Heidentum etwas im wesentlichen Festes, Stabiles, Fertiges. In der Bibel aber sei die Natur im Werden. «Sie ist geworden und wird vergehen.»[45]

Auf die Schöpfung in Form der biblischen Paradiesgeschichte anspielend, kann Ragaz die Natur geradezu hymnisch als Paradies benennen. «Ich meine es so: In der Natur ist etwas von der Herrlichkeit der ursprünglichen Schöpfung erhalten. Wir sagen nicht umsonst, dass wir in die Schöpfung hinausgehen, die Schöpfung bewundern, wenn wir in die freie Natur wollen oder gelangt sind.»[46] Auf die Gefahr hin, missverstanden zu werden, preist er gar die Natur als «das erhaltene und das verheissene Reich Gottes».[47] Im Gegensatz zu Kultur, Zivilisation und überhaupt allem Menschenwerk sei die Natur gar «auf ihre Art vollkommen».[48] Wenn wir in die Natur gehen, dann umfange uns ein Glanz der Unmittelbarkeit, der uns Gott nahe bringe.

Einerseits findet die «Naturbewunderung» von Ragaz in der Bibel ihre Entsprechung, so auch in den Schöpfungspsalmen 8, 19, 29, 104, 148, in welchen die Natur Gottes Grösse, Kraft und Ehre darstellt. Ragaz weiss sehr genau, dass der Lobpreis des Schöpfergottes eine Distanzierung von der Naturvergötterung bedeutet, wie sie in der religiösen Umwelt Israels zur Zeit des Alten Testaments üblich war. Andererseits registriert Ragaz in seiner – unserer – Zeit wiederum wie ein Seismograph jenes «Erdbeben», das ein Mangel an Naturerleben in der Seele des heutigen Menschen auslöst.

Im Menschen, das sei in diesem Zusammenhang eingeflochten, erblickt er die Krone der Schöpfung. «Aber die Natur wuchs nach oben, von Stufe zu Stufe, und eines Tages stand der Mensch da, die Krone der bisherigen Schöpfung, frei und herrlich aufgerichtet.»[49] «Der Mensch ist etwas Grosses, ja das Grösste: Gottes Ebenbild.»[50] «Er will keine Sklaven und keine Automaten, er will Kinder, Söhne und Töchter, die in Freiheit seinen Willen tun, Freiheit wird zur Krone der Schöpfung. Aus Freiheit aber kann Abfall werden und ist es geworden.»[51] Von diesem «Abfall» wird in der Folge noch zu reden sein.

Biblisches wie Zeitgenössisches bewegen Ragaz zum Plädoyer für «Die Natur als Wunder Gottes». Hinzu gesellt sich für ihn als menschliche Seelenspeise das ästhetische Element, von dem auch seine erwähnten Landschaftsbilder zeugen. «Die Schönheit gehört für mich zu Gottes Schöpfung.»[52] «Aus Gott strömt die Schönheit, die alle Wesen ziert und beglückt und ihn selbst sichtbar macht.»[53] Zugleich nimmt Ragaz das Hässliche im Widerspruch zu dem Schönen in der Natur wahr.

Der Kampf in der Naturwelt

Anfechtung tut sich auf. «Namentlich ist es der Kampf in der Naturwelt selbst, der uns anficht. Da liegen alle Kinder der Mutter Natur in ewigem Krieg bei Tag und Nacht; sie morden, fressen einander, und tun es oft noch unter

ausgesuchten Qualen. Wir empfinden das heute mehr als frühere Zeiten... Ja, es ist wahr: einem auch nur ein wenig feinhörigen Ohr schlägt mitten aus Glanz und Glück der Schöpfung überall entgegen das Seufzen und Schreien der gequälten Kreatur.»[54] «Aber die Welt, die Gott geschaffen hat, ist heute doch kein Paradies. Sie ist im Reich des Geistes wie in dem der Natur erfüllt von Fluch und Tod, von Streit und Jammer.»[55] Tief hat Leonhard Ragaz an Ostern 1939 der Bergsturz vom Flimserstein, dem in Fidaz ein Kinderheim mit dessen Kindern zum Opfer fiel, getroffen. Der Flimserstein «wurde mir in seiner granitenen Kraft und Wucht das Sinnbild der ewigen Ordnungen Gottes und seiner Welt. Und nun ist gerade von ihm das dämonische Verderben losgebrochen – am Ostertag».[56]

Die Wirkung des Reiches Gottes auf die Natur

Bereits in seiner Basler Zeit (1902–1908) ereignet sich, was Leonhard Ragaz «das grosse Erlebnis» seines Daseins genannt hat.[57] Es ist «der Aufbruch des Glaubens an das Reich Gottes als Kern und Stern der Bibel und der Sache Christi.»[58] Als den Inhalt seiner Theologie gibt er an: «Es war und ist die Botschaft vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit für die Erde... Es ist eine Botschaft und nicht ein System... Ich habe also, so gut ich konnte, die biblische Botschaft vom Reiche Gottes entwickelt, von Mose über die Propheten zu Jesus und den Aposteln und dann weiter ihre Entwicklung durch die Geschichte bis zur Gegenwart, und auch als Ausschau in die Zukunft hinein.»[59]

Reich Gottes heisse in der Bibel wörtlich übersetzt «Königsherrschaft Gottes». Möge das heute für viele ein befremdendes Wort sein, so käme es doch darauf an, wer herrsche. Volksherrschaft, Demokratie, sei doch auch kein abstossendes Wort. Das Reich Gottes, wie es die Bibel verstehe, sei gleichsam die vollendete Demokratie, sei die Befreiung von allen knechtenden Mächten.[60] Von der Gerechtigkeit des Reiches Gottes habe Jesus namentlich in der Bergpredigt gesprochen. Diese Gerechtigkeit bedeute einfach alles, was vor Gott recht sei.

Der Gott der Bibel sanktioniere und verkläre die Welt nicht, sondern richte und erlöse sie. Die Reich-Gottes-Botschaft habe die Richtung auf das Diesseits, sie sei nicht von der Welt, aber für die Welt. Der Gott der Bibel sei die grosse Revolution der Welt. Er sei nicht der Gott eines gewissen Christentums, von dem mit Recht Marx und Lenin und auf andere Weise auch Prouhon und Bakunin sagen würden, dass er das Opium der Welt sei, die Menschen einschläfere, sie Not und Unrecht als göttliche Weltordnung betrachten liesse und dafür in ihnen rührende Jenseitsträume erzeuge. Im Gegensatz dazu sei er vielmehr Dynamit, und zwar das einzige, das die Weltordnung und die Weltreiche sprenge.[61] Hiermit betont Ragaz zugleich neben der individuellen die soziale, neben der persönlichen die politische Dimension vom Reiche Gottes.

Selbst in Gestalt von Katastrophen bricht für Ragaz Gottes Reich in die Welt hinein, aber in ihnen künde sich das Neue an, das von Gott her komme. Beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs etwa bekundet Ragaz, das Gericht der Katastrophe sei vor allem auch Verheissung. «So sehe ich – meine ich zu sehen – den Weg Gottes durch die tiefen Wasser, der sich in der höchsten Not aufgetan hat, und ich muss es aussprechen. Freilich... ist das kein Optimismus, sondern Glaube.»[62]

Jesus wolle das Gottesreich für diese Welt. Er lehre uns nicht beten: «Nimm uns in dein Reich», sondern «Dein Reich komme zu uns.» «Allerdings ist das nun wieder nicht so gemeint, dass Gottes Walten auf diese Erde beschränkt sei. Dazu ist sie zu klein... Diese Erde und unser Leben auf ihr ist nur ein Anfang, eine Station auf unserem Wege. Aber was einst sein wird, was über diese Erde hinausgeht, das ist nicht unsere Sache. Darauf dürfen wir hoffen, davon vielleicht auch träumen, wenn auch nicht zuviel, aber arbeiten sollen wir für diese Erde.»[63]

Das Reich Gottes tritt in Gegensatz zum Weltreich, zur Welt wie sie jetzt ist. «Das Prinzip des Weltreiches ist Kampf, Selbstsucht, Machttrieb. Hier walten die grausamen Gesetze und Triebe der Natur; hier erwürgt der Stär-

kere den Schwächeren; Unrecht und Jammer schreien überall zum Himmel aus Natur und Menschenwelt... Diesem gesamten Weltreich tritt entgegen das Gottesreich. Es will die Weltgewalten niederwerfen... Eine Ahnung davon lebte in allen Völkern; in den Propheten Israels war sie zur Gewissheit geworden. Umbrandet vom Kampfe blutiger, entsetzlich harter Grossmächte, zwischen denen Israel ohnmächtig stand, sahen sie ein Reich aufsteigen, in dem der Löwe neben dem Lamme liegt und der Säugling spielt am Loch der Otter, wo die Schwerter zu Pflugscharen geworden sind und die Spiesse zu Winzermessern.»[64]

Auch haben die Propheten Israels erkannt: «dass zwischen dem Zustand der Natur und dem der Menschenwelt ein tiefer Zusammenhang besteht und zwar einer von Gericht und Erlösung».[65] Warum? «Gott hat, gerade weil er Gott und Vater ist, dem Menschen, seinem Ebenbild, Kind und Sohn auch Gold von seiner eigenen Krone gegeben: die Freiheit.»[66] Die Freiheit, ich zitierte es schon, werde zur Krone der Schöpfung. Aus Freiheit aber könne Abfall werden und sei es geworden. «Aus dem Abfall quillt die ganze Verstörung der Schöpfung. Und zwar ist die biblische Geschichte vom Sündenfall wieder nicht bloss eine einmalige, in der Vergangenheit geschehene, sondern eine fortdauernde Tatsache. Aber nicht das letzte Wort. Das letzte Wort ist die Erlösung.»[67]

Das «Schon» des Reiches Gottes oder die Durchbrüche des Reiches Gottes sieht er auf politischer und wirtschaftlicher Ebene z.B. in der Demokratie, dem Liberalismus und Sozialismus. Bei verschiedenen Menschen und Gruppen sind es für ihn deren Lebensmodelle, in welchen die biblische Reich-Gottes-Botschaft ausdrücklich oder unausgesprochen aufgenommen und unter geschichtlichen Bedingungen erprobt wird. Dabei zeigt er für Ketzer eine besondere Vorliebe, nennt aber auch Franz von Assisi, Pestalozzi, Elisabeth Fry, Josephine Butler, Leo Tolstoi oder Mahatma Gandhi.[68] Doch «reicht schon bei den Propheten des Alten Bundes die Gerechtigkeit Gottes über die Erde und die Geschichte des Menschen hinaus in den Kosmos hinein».[69]

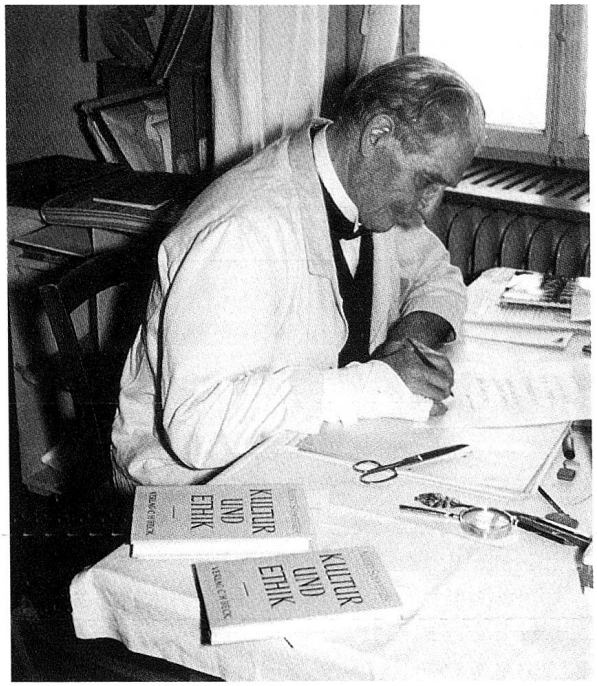
Das menschliche Handeln also ist, wie Ragaz es sieht, in der Natur defizitär. Der Mensch kann letztlich weder sich noch die Natur erlösen. Ihre endgültige Erlösung erfährt auch sie erst im Reiche Gottes. Diese Erlösung im Reich Gottes bedeutet für die Natur ebenso wie für den einzelnen Menschen und die sozialen Zusammenhänge ihre Erfüllung. «... das Reich Gottes ist als Erlösung der Natur auch vollendete Natur. Es ist im tiefsten und höchsten Sinne Rückkehr zur Natur. Es ist, wie Jesus sagt, Palingenesie, Neuschöpfung der Welt und damit auch der Natur.»[70]

In diesen Zusammenhang gehört auch die bereits in seinen Basler Predigten getroffene Aussage: «... an Stelle des durch Kopernikus gestürzten Jenseits müssen wir ein neues erobern... Das Jenseits ist nicht ein anderer Ort, sondern eine andere Art der Existenz.»[71]

Zwischen dem Denken von Leonhard Ragaz und dem des Jesuitenpaters *Pierre Teilhard de Chardin* (1881–1955) scheint eine gewisse Verwandtschaft zu bestehen. Teilhards Schriften, von seiner Kirche viele Jahre verurteilt, konnten erst nach seinem Tod erscheinen. So sind sie Ragaz selber unbekannt geblieben. Ob Teilhard Schriften von Ragaz kannte, weiss ich nicht. Es kann daher nur bei Andeutungen dieser «gewissen Verwandtschaft» bleiben. Auch ist mir bislang das Werk Teilhards viel zu wenig vertraut. Teilhard war Theologe und zugleich Naturwissenschaftler im Bereich Biologie, Geologie und Paläontologie. Er spricht nicht, wie es Ragaz vorwiegend tut, die Bildsprache der Bibel, sondern die der modernen Naturwissenschaft. Um heutiges Verstehen bemüht, nimmt er naturwissenschaftliche Kategorien auf, namentlich die der Evolution und der Transformation. Dabei überlappt bei Teilhard manchmal die Begriffssprache in die Bildsprache, wie umgekehrt bei Ragaz, der sich intensiv mit der Naturwissenschaft befasste, manchmal die Bildsprache in die Begriffssprache übergeht. Verwandte Tendenzen seien hier aus der Sicht Teilhards kurz genannt. Das statische Weltbild sei von einem dynamischen abgelöst worden, die Welt sei nicht mehr eine Ordnung, sondern ein Prozess. Das

Diesseits sei in dem Sinne Gegenwart wie das Jenseits Zukunft, insofern sie auf dem Weg der Evolution eben anders sei als die Gegenwart. «Für unsere geöffneten Augen ist das Universum in Zukunft nicht mehr eine Ordnung, sondern ein Prozess. Der Kosmos hat sich in eine Kosmogenese verwandelt.»[72] Die Evolution sei auch ein Kreuz, auf die grausame Schlacht um Verdun im Ersten Weltkrieg anspielend «ein grosses Kreuz» – Christus, der Gekreuzigte. Und doch stelle der Mensch die bisherige Spitze der Evolution dar. Ziel der Evolution sei schliesslich Christus, der im Zentrum unseres Universums als Person im Sinn von Allintegration erscheine. Christus als Allintegrator rufe uns heute je nach Begabung und Talent dazu auf, Ähnliches zu tun. So treibe Gott die Welt vorwärts zur Vollendung und sei zugleich mit der Welt im Werden. Als Glaube des Menschen entspreche diesem Gott nicht die passive Flucht ins Jenseits, sondern die aktive Weltverwandlung in die Zukunft.

Kraft und Ziel dieser Weltverwandlung, hier fliesst auch mystisches Empfinden ein, ist für Teilhard der auferstandene Christus. «Ich möchte gern am Tag der Auferstehung sterben», wünschte er sich im März 1955 in einem Gespräch. Knapp vier Wochen später starb Teilhard ganz plötzlich an einem Herzinfarkt. Es war der Ostersonntag.[73]



Albert Schweitzer in seinem Günsbacher Arbeitszimmer, 11. Oktober 1957. (Foto: Bruno Jegge)

Die Ehrfurcht vor dem Leben – Leonhard Ragaz und Albert Schweitzer

Wenn die Kirchen heute von der Bewahrung der Schöpfung reden, so hören sie noch zu wenig auf die Väter dieser Forderung, nämlich Leonhard Ragaz und Albert Schweitzer. Sie waren ihrer Zeit weit voraus, wenn sie nicht nur dem zweiten, von Christus handelnden, und dem dritten, welcher den heiligen Geist und die Kirche betrifft, sondern gerade auch dem ersten Teil des christlichen Glaubensbekenntnisses, dem vom Schöpfer, Beachtung schenkten. Das lässt die Frage aufkommen, wie Ragaz und Schweitzer persönlich zueinander standen. Ich will versuchen, sie zu beantworten, muss aber darum etwas weiter ausholen.

Unter den wirkungsvollen Theologen unseres Jahrhunderts sind Ragaz und Schweitzer wohl am vielfältigsten miteinander verwandt. Beide kennzeichnet von Jugend auf ein intensives Verhältnis zur Natur, beide kennen zumindest Phasen reger Begeisterung für die Musik Richard Wagners. Franz von Assisi erscheint ihnen immer wieder als Impuls für das eigene Denken und Glauben die Schöpfung betreffend. Ihr philosophischer Nährvater bleibt, gerade auch wegen seiner Ethik, Immanuel Kant. Beide sind Jesus von Nazareth und dessen Reich-Gottes-Botschaft zugetan und haben darüber Bücher, allerdings mit verschiedener Akzentuierung, geschrieben, Ragaz: «Die Botschaft vom Reiche Gottes», Schweitzer: «Reich Gottes und Christentum.» Jeder von ihnen hat ein, ihr Glauben, Denken und Handeln fortan klar bestimmendes Urerlebnis, Ragaz «den Glauben an das Reich Gottes» und Schweitzer «die Ehrfurcht vor dem Leben». Gemeinsam ist ihnen auch die Nähe zum Judentum, was Martin Buber im Vorwort seines Buches «Zwei Glaubensweisen» dankbar hervorhebt. So scheint mir deutlich: Die Gemeinsamkeiten überwiegen bei weitem die Unterschiede.

Ragaz äussert sich verschiedentlich zu Schweitzer, was hier in Kürze zusammengestellt sei. In seiner Zeitschrift «Neue Wege» bringt er im Februar 1924 seine Besprechung von Schweitzers Buch «Zwischen Wasser und Urwald». Die beginnt er mit den Worten: «Als ich vor wenigen Wochen zu Strassburg im Begriff war, in den Nachtschnellzug zu steigen, der mich nach Belgien und Holland bringen sollte, kam ein Mann, mir die Hand zu drücken, der zu den eigenartigsten und besten unserer so bösen und doch wieder so guten Zeit gehört. Er war grenzenlos müde von übermenschlicher Arbeit vieler Jahre, hatte den ganzen Tag in einem kalten Raum Kisten vernagelt und stand nun vor einer neuen grossen Anstrengung mancher Jahre, die eigentlich eine ganz frische Kraft verlangte. Es war Albert Schweitzer, der sich anschickte, wieder an seinen afrikanischen Heilandsposten – man darf wohl dieses kühne Wort wagen – zurückzukehren. Einfach in Kleidung und Benehmen wie ein Arbeiter, jeder Zug Ehrlichkeit, Natürlichkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, stand er da, ... so gar nicht der weltberühmte Mann, sondern nur ein Mensch, ein guter Mensch im intensivsten Sinn des Wortes.» Und Ragaz schliesst seine Rezension mit den Worten: «Wir wollen alle besonders auch dieses Helfers dort drüben auf einsamem, schwerem Vorposten des Menschentums und Reiches Gottes gedenken und senden ihm unseren brüderlichen Gruss. Gott segne ihn.»[74] In der nächsten Ausgabe seines Blattes – März 1924 – äussert er in einer Fussnote: «Wir bringen mit Freuden diese Besprechung von Albert Schweitzers neuestem Buche (‹Verfall und Wiederaufbau der Kultur›) aus der Feder eines seiner Freunde. Vielleicht werden andere Äusserungen dazu folgen. Die Bemerkung darf vielleicht schon jetzt gemacht werden, dass die Hochachtung für Schweitzers Person und Afrikawerk noch nicht ohne weiteres Zustimmung zu seiner ganzen Philosophie und Theologie bedeutet.»[75]

Besonders kritisiert Ragaz an Schweitzer: «Ganz unmöglich ist die Vorstellung, dass Jesus sozusagen auf seine Erwartung der Nähe des Gottesreiches eine Art Ethik und Theologie aufgebaut habe.»[76] Nach Ragaz bestimmt nicht die Erwartung die Ethik, das verantwortliche Handeln, sondern diese bestimmt die Erwartung. «Das Reich Gottes ist mit ihm (Jesus) gekommen.»[77] Schweitzer geht davon aus, dass Jesus die uns heute fremde Vorstellungswelt spätjüdischer Apokalyptik teilt, wonach in Bälde auf übernatürliche Weise das Reich Gottes kommt. Seit Schweitzer, so wissen wir heute, ist historisch kein Ergebnis besser gesichert als diese eschatologische Grundhaltung Jesu, welche auch der christlichen Urgemeinde eigen ist. Wenn Schweitzer die Bedeutung Jesu in dessen Fremdheit für das moderne Denken hervorhebt, so zielt er zugleich von Veräusserlichung auf Verinnerlichung. Denn nicht der historisch erkannte, sondern nur der – so sieht es Schweitzer – in den Menschen auferstandene Jesus kann ihnen etwas sein. Von Ragaz aus könnte etwas davon mitschwingen, wenn er in seinem Buch «Die Botschaft vom Reiche Gottes» auf die selbstgestellte Frage: «Aber Schweitzer vertritt doch auch das Reich Gottes?» antwortet: «Sicher, und besonders in praktischer Beziehung auf herrliche Weise. Aber der Mensch Schweitzer ist sehr viel mehr als der Theologe und Philosoph.»[78]

Nun gibt es aber auch Aussagen über das Reich Gottes, wo Ragaz und Schweitzer übereinstimmen. Ich nenne ein Beispiel, in dem die Bewahrung der Schöpfung mitschwingt.

Für Ragaz gilt: «Gott braucht für sein Reich die Menschen. Er ist gewissermassen an sie gebunden. Ihr Versagen ist eine Katastrophe; es ist seine eigene Niederlage.»[79]

Schweitzer sah dieses Problem so: «Für die Menschheit, wie sie heute ist, handelt es sich darum, das Reich Gottes zu verwirklichen oder unterzugehen.»[80]

Zwischen Ragaz und Schweitzer sehe ich so etwas wie eine divergierende Gemeinsamkeit. Diese kann Ragaz manchmal auch zu etwas unwirschen Äusserungen wie diesen verleiten: «Jetzt nur noch ein Wort über Schweitzer. Es ist gewiss etwas sehr Grosses an dem Mann und seinem Werk. Zwar ein Denker ist er nicht eigentlich, aber vielleicht mehr als das. Was

mir nicht gefällt, ist der Umstand, dass er den ‹Lohn› seines Tuns durch den Ruhm der Welt so rasch ausbezahlt bekommt. Bei uns ist er längst Mode, und zwar, wie es so zu gehen pflegt, besonders bei Leuten, die einem Manne, der im Urwald Europas etwas Ähnliches täte, und zwar ohne Affichierung, in weitem Bogen aus dem Weg gingen.»[81] So schreibt Ragaz unter dem Datum vom 23. Dezember 1926 in einem Brief an Julie Schlosser. Viele Jahre später sagt er: «Die Ehrfurcht vor dem Leben, um dieses viel missbrauchte Modeschlagwort am rechten Orte zu brauchen, wird zum Grundelement einer neuen Welt.»[82]

1978 habe ich in der Zürcher Gartenhofstrasse Leonhards Tochter Christine Ragaz einmal gefragt, ob sich ihr Vater und Schweitzer auch menschlich nahe gekommen seien. Ihre Antwort: «Ach, Herr Pfarrer, das ist ein trauriges Kapitel.» Ich wagte nicht weiter zu fragen, empfand aber deutlich, sie selber hätte sich mehr Vertrautheit zwischen beiden gewünscht.

In seinem zweiten Teil «Reich Gottes und Christentum»[83] äussert sich Schweitzer einmal kritisch zur Geschichtsdeutung von Ragaz: «Das Christentum darf sich auch nicht zu viel Wissen um den Heilsplan Gottes zutrauen. Von diesem begreifen wir nur so viel, dass er darin besteht, das Bitten, mit dem wir im Vaterunser vor ihn kommen, in Erfüllung gehen zu lassen. Vermessenheit ist es, ihn im Gang der Geschichte aufzeigen zu wollen. Wie kläglich nehmen sich die Versuche in dieser Richtung aus. Und doch wagt sich immer wieder ein Wissen um den Heilsplan in Andeutungen an den Tag, auch bei Vertretern des Christentums, denen wir Bedeutung zuerkennen und Hochschätzung entgegenbringen. So schreibt Leonhard Ragaz, einst theologischer Lehrer an der Universität Zürich (gest. 6.12.45):

‹Dass unsere alte Welt mit ihrer Kultur Stück für Stück zusammenbrechen wird, glaube ich, wünsche es sogar. Es ist Weltgericht. Auch die furchtbaren Offenbarungen des Bösen gehören dazu. Es kommt ans Licht und wird vom Licht gerichtet. Aber mit dem Gericht geht eine Schöpfung Hand in Hand. Ein Schöpfungswort tönt durch die Donner der Katastrophe: Siehe ich mache alles neu.›

Wo ist in dem Grausigen, das wir erleben, zu sehen, dass das Böse vom Licht gerichtet wird? Wo ist im Donner der Katastrophe das Schöpfungswort ‹Siehe ich mache alles neu› zu vernehmen?»

Ob sich Schweitzer weiter zu Ragaz geäussert hat, entzieht sich bislang meiner Kenntnis. Es zeigt sich aber deutlich eine divergierende Gemeinsamkeit: die gegenseitige Hochschätzung und in der Tendenz der Ehrfurcht vor dem Leben Einigkeit.

Die Bewahrung der Schöpfung

In seinem Buch «Die Zeit drängt» bekennt Carl Friedrich von Weizsäcker: «Kein Friede zwischen den Menschen ohne Frieden mit der Natur... Es gibt aber ebenso keinen Frieden mit der Natur ohne Frieden unter den Menschen.»[84] Einer der Herolde, einer der Vorläufer, dieser Erkenntnis ist Leonhard Ragaz gewesen. Die Gründung des schweizerischen Nationalparks in Graubünden wurde ihm zum Symbol, das er herzlich begrüsste. Im welthistorischen Sommer 1940 ist er dort gewandert und hat daraus Hoffnung geschöpft. Im Brief an den Schüler und Freund Pfarrer Paul Trautvetter schreibt er von Parpan aus am 7. August 1940: «Unsere vom herrlichsten Wetter begünstigte Wanderung war auch ein ganz unerwartetes Geschenk. Der Nationalpark, der ihren Mittelpunkt bildete, ist wirklich nicht ein künstliches, von einem Drahtzaun umhegtes Gebilde, sondern eine hochoriginale Schöpfung – als Schutz der Schöpfung – gross und einzig.»[85] Später schreibt er in seinem siebten «Die Bibel eine Deutung» abschliessenden Band, das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung des Johannes betreffend, unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges: «Ganz furchtbar ist die ... Verheerung nicht nur der Menschenwelt, sondern auch der Natur. Die Wälder sinken unter der Axt des Kriegsgottes dahin. Die Quellen und Ströme werden zu Dienern des Profites. Die Technik verheert aber nicht nur die Natur, sondern verwandelt auch die Seelen in Maschinen. Der Abfall von Gott ist

die Zerstörung der Schöpfung.»[86] Die Worte könnten heute geschrieben sein.

Einerseits hat sich nichts geändert. Die Zeit drängt weiter. Andererseits gibt es auch Lichtblicke. Stellvertretend für viele junge Menschen nenne ich Aussprüche meiner Bonaduzer, Rhäzünser und Taminser Konfirmandinnen und Komfirmanden, wie sie in Variationen alljährlich wiederkehren. Frage: «Was lässt mich klagen?» Antwort: «Dass wir Menschen gedankenlos Leben in der Natur zerstören.» Frage: «Wenn ich mir was wünschen könnte?» Antwort: «Wir möchten Sorge zur Natur tragen.» In solchen Antworten wirkt auch Leonhard Ragaz weiter, selbst wenn die Schüler ihn nicht kennen.

Als Ragaz am 6. Dezember 1945 starb, schrieb der Zürcher Alttestamentler Professor Ludwig Köhler in seinem Nachruf in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 10. Dezember 1945: «Er wirkte durch die ‹Neuen Wege›, durch Vorträge und Kurse, durch seine Bücher, in denen er eigenwillig, aber nie unbedeutend, manchmal bis dahin ganz verrammelte Fenster in die Erkenntnis aufstossend und köstlich beschenkend, sein Verständnis des Evangeliums und seine Botschaft vom Reiche Gottes darlegte. Seine Wirkung im Ausland war gross. Ich bin ihr in den Vereinigten Staaten, in Frankreich, in der Tschechoslowakei begegnet; und das waren nur vereinzelte Spuren. Nathan Söderblom, der Erzbischof von Upsala, überlegte schon 1921 in seinem Studierzimmer – mehr vor mir als mit mir –, ob man ihm den Nobelpreis für den Frieden geben solle; und Söderblom war damals der Bestimmende unter den achtzehn Gliedern der schwedischen Akademie.»

Leonhard Ragaz und seine Frau Clara Ragaz-Nadig bei Fräulein Marie Frey, «Säntisblick» Valbella auf dem Balkon, September 1942.

Anmerkungen

Folgende Bücher von Leonhard Ragaz werden in Abkürzungen genannt:

MW = Mein Weg, Autobiographie, 2 Bände, 1952
BD = Die Bibel eine Deutung, 7 Bände, 1947–1950
DR = Dein Reich komme, Predigten, 2 Bände, 3. Auflg., 1922
BR = Die Botschaft vom Reiche Gottes, 1942
Briefe I = Leonhard Ragaz in seinen Briefen, 1. Band: 1887–1914, 1966
Briefe II = Leonhard Ragaz in seinen Briefen, 2. Band: 1914–1932, 1982
Briefe III = Leonhard Ragaz in seinen Briefen, 3. Band: 1933–1945, 1992

1 MW I, S. 70
2 ebenda
3 MW I, S. 12 f.
4 MW II, S. 117 f.
5 Briefe II, S. 397
6 MW I, S. 71
7 ebenda
8 MW I, S. 75
9 MW I, S. 75 f.
10 MW I, S. 83
11 MW I, S. 86
12 Vgl. Clemens Frey, Christliche Weltverantwortung bei Albert Schweitzer mit Vergleichen zu Dietrich Bonhoeffer, 1993, S. 81 ff. und 269 ff.

13 Briefe I, S. 60
14 DR I, S. 275
15 MW I, S. 351
16 ebenda
17 ebenda
18 BD II, S. 22
19 MW II, S. 213
20 Briefe II, S. 453
21 MW II, S. 274
22 MW I, S. 161
23 BD I, S. 23
24 BR, S. 110
25 MW I, S. 144
26 Briefe I, S. 52
27 Leonhard Ragaz, Von Christus zu Marx von Marx zu Christus, 1972, S. 152
28 DR I, S. 102
29 Briefe I, S. 330
30 Robert Lejeune, Erinnerungen eines Bergpfarrers, 3. Auflg. 1962, S. 38 f.
31 Die Aussage Max Picards notierte ich mir 1977 für einen Vortrag über Ragaz. Die Quelle ist seitdem verschollen – für mich.
32 MW I, S. 105
33 MW I, S. 152
34 MW I, S. 190
35 MW I, S. 212 f.
36 MW I, S. 310
37 MW I, S. 351
38 Briefe II, S. 441
39 MW I, S. 301
40 MW I, S. 299
41 Briefe II, S. 450
42 MW I, S. 299
43 MW I, S. 300
44 Das C. G. Jung Lesebuch, ausgewählt von Franz Alt, 6. Aufl., 1991, S. 366 f.
45 BD IV, S. 177
46 BR S. 111
47 ebenda
48 ebenda
49 DR II, S. 288
50 Leonhard Ragaz, Das Glaubensbekenntnis, S. 19 f.
51 ebenda, S. 12
52 MW I, S. 126
53 BD I, S. 38
54 DR II, S. 284 f.
55 BD I, S. 42
56 Neue Wege 1939, S. 201 ff.
57 MW I, S. 230 f.
58 ebenda
59 MW I, S. 318 f.
60 BR, S. 21
61 ebenda, S. 24
62 Briefe III, S. 192, Anmerkung 2
63 DR I, S. 58
64 ebenda, S. 59
65 BD IV, S. 178
66 Leonhard Ragaz, Das Glaubensbekenntnis, S. 12
67 ebenda
68 BR, S. 300
69 BD IV, S. 179
70 BR, S. 113
71 DR II, S. 275
72 Pierre Teilhard de Chardin, fünfter Band der Werke, 1963, S. 345
73 Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte in Porträts, hrsg. von Hans Jürgen Schultz, 2. Auflage, 1967, S. 180
74 Neue Wege 1924, S. 92 f.
75 ebenda S. 133
76 BR, S. 280
77 ebenda, S. 281
78 ebenda, S. 282
79 BD V, S. 142
80 Albert Schweitzer, Gesammelte Werke 1971, Band V, S. 373
81 Briefe II, S. 348
82 BD I, S. 178
83 Den Hinweis verdanke ich Johann Zürcher, der mit grosser Emsigkeit den schriftlichen Nachlass Albert Schweitzers bearbeitet. Ich zitiere aus dem Manuskript dieses bislang unveröffentlichten zweiten Teils. Die Publikation ist aber für den Winter 1994/95 vorgesehen
84 Carl Friedrich von Weizsäcker, Die Zeit drängt, 1986, S. 49 und 51
85 Briefe III, S. 218
86 BD VII, S. 214